

MITTEILUNGSBLATT

zur rheinhessischen
Landeskunde



Begründet von Ludwig Petry und † Heinz Schermer,
herausgegeben in Verbindung mit Alois Gerlich und
Bernhard Stümpel.

Jahrgang 8

Okt. 1959
Postverlagsort Mainz

Heft 4

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Die Tagung der rheinhessischen Heimatforscher in Bad Kreuznach am 11. Juli 1959	197
<i>von Museumsleiter Otto Guthmann, Bad Kreuznach, Karl-Geib-Museum</i>	
Der Nahedurchbruch bei Bingen	198
<i>von Unte. Prof. Dr. Wolfgang Panzer, Mainz, Oberer Laubenheimer Weg 13</i>	
Grabhügel in St. Katharinen bei Kreuznach	204
<i>von Bodendenkmalpfleger Dr. Bernhard Stümpel, Mainz, Albertinumsmuseum, Große Bleiche 49/51</i>	
Aus Nachbarpublikationen	206
<i>von Priv.-Doz. Dr. Alois Gerlich, Mainz-Weisenau, Friedrichstraße 5a Belegungsreferat Dr. Hellmuth Gensicke, Darmstadt, Landkronstr. 31 und Univ. Prof. Dr. Ludwig Petry, Mainz</i>	
Zur Geschichte der Schmucksteinschleiferei im Gebiet der oberen Nahe und Saar	210
<i>von Albert Kellenbach, Kirschweiler bei Bad-Oberstein</i>	
Dank und Bitte an unsere Bezieher	212

Die Tagung der rheinhessischen Heimatforscher in Bad Kreuznach am 11. Juli 1959

Von Otto Guthmann

Über 60 Teilnehmer trafen sich im Karl-Geib-Museum — wo sie von Museumsleiter Guthmann begrüßt wurden.

An Stelle des verhinderten Landrats und erkrankten Kreisdeputierten überbrachte Kreisbaurat Schenk die Grüße der Kreisverwaltung und bekundete die Unterstützung, die der Kreis der Heimatforschung, auch der Bodenforschung zu Teil werden läßt.

Museumsleiter Guthmann führte zunächst an Hand der vorgeschichtlichen Funde durch die Besiedlung unserer Heimat von der Steinzeit bis zur Römerzeit.

Im Rudervereinshaus, wohin wegen der hochsommerlichen Temperatur die weiteren Vorträge verlegt wurden, begrüßte Bürgermeister Dr. M u h s die Teilnehmer und betonte, daß auch die Arbeit der Stadtverwaltung letzten Endes in vielen Dingen auf den Erkenntnissen, die die Heimatforschung gewonnen habe, fußt. Die aus der Heimatforschung erwachsende Liebe und Verbundenheit ist darum zum Nutzen der Allgemeinheit.

Dr. V e l t e n berichtet aus seinem Forschungsgebiet: Stadtgeschichte. Es ging ihm besonders darum, die Entstehung der Stadtverwaltungsorgane, der Schöffien, Schultheißen, des 28iger Rates und des Stadtrates zu erklären, ein Unterfangen, das wegen der Dürftigkeit der vorhandenen Urkunden sehr schwer ist. Seine umfassende Kenntnis des Materials hat ihn dabei zu eigenen Erkenntnissen geführt. Er betrachtet den 28iger Rat als die älteste Verwaltungseinrichtung der Stadt und leitet sie aus vorsponheimischer Zeit, nämlich aus der vorher bestehenden Gerichtsverfassung ab. Der Rat der Stadt soll erst später durch einen Verfassungsakt des Grafen Wolfram von Sponheim eingerichtet worden sein.

Anschließend sprach Studienrat Dr. F o r s t e r über das Schicksal des Franziskanklosters und der Wolfgangkirche in Kreuznach, vor allem in französischer Zeit. Seine langjährigen Forschungen brachten viele Einzelheiten über das Schicksal der Klostergebäulichkeiten, in denen 1819 das Staatliche Gymnasium errichtet werden konnte und schlossen damit eine Lücke in der Heimatgeschichte, die besonders für die französische Zeit von 1796-1814 noch sehr erforschungsbedürftig ist.

Der Nachmittag war Besichtigungen gewidmet. Zunächst trafen sich die Teilnehmer in der Sakristei der Nikolauskirche um dort das silbervergoldete Reliquienkreuz, eine besonders kostbare Goldschmiedearbeit, die Hans von Reutlingen 1501 unter Verwendung älterer Stücke anfertigte, zu besichtigen. Nach kurzer Betrachtung und Erläuterung der Nikolauskirche führen die Teilnehmer in dem von der Stadt zur Verfügung gestellten Bus zu den Ausgrabungen im Mosaikbodengelände an der Hüfelseimerstraße, wo sie die mächtigen Fundamente eines römischen Palastes, dessen Umfang noch lange nicht aufgedeckt werden konnte, betrachteten. Anschließend erläuterte G u t h m a n n den römischen Mosaikboden. Den Ausklang bildete ein gemütliches Zusammensein auf der Kauzenburg.

Beiheft 3 in Sicht

Als 5. Beiheft unseres Mitteilungsblattes wird dank der freundlichen Zusage einer Druckbeihilfe

durch den Herrn Landrat und den Herrn Schulrat des Landkreises Mainz in Kürze die Folge der Kurzvorträge erscheinen können, die bei der ersten Zusammenkunft der neuen Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde am 4. Juli 1959 in Oppenheim gehalten wurden (Gensicke, Gerlich, Petry, Stephan und Stümpel).

Verlag: Jean Greim KG., Wörstadt/Rhh.

Herausgeber: Prof. Dr. Ludwig Petry, Dr. Alois Gerlich (beide Mainz, Historisches Seminar der Universität) und Dr. Bernhard Stümpel (Mainz, Städt. Albertinumsmuseum, Große Bleiche 49/51)
Erscheinungsweise: vierteljährlich

Bezugspreis: pro Jahrgang DM 2,40, Einzelheft DM 0,70 Konto: Volksbank Wörstadt/Rhh., Nr. 2026 („Mitteilungsblatt“) deren Postcheckkonto PSA Frankfurt/Main 56473.

Titelbild: Kauzenburg und Nahedbefestigung von Alt-Kreuznach (freundlicherweise zur Verfügung gestellt von der Allgemeinen Zeitung, Bad Kreuznach)

Der Nahedurchbruch bei Bingen

Von Wolfgang Panzer

Die Stadt Bingen kann sich einer unvergleichlichen Lage rühmen: Am Zusammenfluß von Nahe und Rhein, just da, wo der große Strom jäh seine Laufrichtung ändert und eigenwillig in die steil aufsteigende Borgwand des Schiefergebirgsrandes eindringt; am Fuß einer alten Burg, die ihrerseits nur wieder Vorsprung einer hohen langgestreckten Einzelkuppe, des Rochusberges, ist und damit Wächter an der Grenze zweier Großlandschaften, der hochgehobenen Scholle der Mitteldeutschen Gebirgsschwelle und der südlich abgesunkenen Oberrheinlandschaft mit ihren weniger tief gelegenen Randschollen, beide durch das Silberband des Stromes verbunden; alter Knotenpunkt zugleich des Land- und Flußverkehrs; teilhaftig noch der Klimagunst der Oberrheinlande und doch dem Bergland schon verbunden durch die Schieferdächer seiner Häuser und den Schieferboden seiner Weinberghänge.

Das Eigenartige, das Besondere dieser Lage wird auf dem Kartenblatt fast noch erkennbarer als in der Landschaft selbst: 5 km ostw. der Stadt bei Kempton, wird der Strom, bisher nur auf dem rechten Ufer von dem Treppengang der Rheingaugerhänge sanft bedrängt, plötzlich auch links vom steilen Hang des Rochusberges eingefangen und, mit zunehmender Verengung, bis zum Knie bei Bingerbrück geleitet. Von Süden kommt die Nahe aus der breiten, offenen Niederungslandschaft zwischen Hunsrückhöhen links und Steilabfall des Rhein Hessischen Plateaus im Osten unbeschwert heran, um in den letzten zwei Kilometern ihres Laufes, wieder durch den Rochusberg beengt, zwischen steilen Hängen ihren Weg zum Rhein zu finden.

Dies scheint nun widersinnig: ostwärts Kempton bleibt ein kilometerbreiter niedriger Durchgang, mit dem die tiefgelegene Nahelandschaft unmittelbar zum Rheine führt, so daß die Nahe hier doch einen ganz bequemen Weg zum Rheine nehmen, d. h. ganz einfach den Rochusberg auf seiner Ostseite hätte umgehen können.

Das ist die große Frage: Warum wählt die Nahe den engen, schwierigen und unbequemen Weg durch die Engtalstrecke südlich Bingerbrück, statt des breiten, einladenden bequemen Weges östlich des Rochusberges?

Die Fragestellung ist nicht einwandfrei. Die Nahe „wählte“ nicht die Durchbruchstrecke, sondern schuf sie selbst, wie alle Täler unseres Feuchtklimas der Mittelbreiten durch Gewässer, durch die lebendige Kraft des fließenden Wassers geschaffen sind. Es fragt sich also, wie es geschehen konnte, daß die Nahe das letzte Kurzstück ihres Laufes in die Felsenenge legte, statt die breite, sichtlich felsfreie Öffnung weiter östlich zu benutzen. Diese Frage hat vor 150 Jahren keinen geringeren als Johann Wolfgang von Goethe beschäftigt, als er von Wiesbaden durch den Rheingau kommend, das St. Rochusfest bei Bingen miterlebte und dichterisch gestaltete. Er schreibt (1) „Wie man sich Rüdesheim nähert, wird die niedere Fläche links immer auffallender, und man faßt den Begriff, daß in der Urzeit, als das Gebirge bei Bingen noch verschlossen gewesen, das hier aufgehaltene, zurückgestaute Wasser diese Niederung ausgeglichen und endlich, nach und nach ablaufend und fortströmend, das jetzige Rheinbett daneben gebildet habe.“

Es geht in dieser Frage also gar nicht um die Nahe allein.

Der Rheinstrom zeigt ja selbst das rätselhafte Verhalten, daß er aus der tiefgelegenen Landschaft zwischen Basel und Mainz kommend, nun das Schiefergebirge nicht umgeht, sondern quer durchbricht.

Die Deutung der Entstehung solcher Durchbruchstäler ist lange schon gegeben, ihre Richtigkeit bewiesen worden, zuerst wohl ganz klar von Bischoff, 1865-1871 (vgl. Mordziol (3) S. 79 f.). Für das Mittelrheintal, die Stromstrecke von Bingen bis Bonn, hat Albrecht Penck schon 1887 für das Ende der „Braunkohlenzeit“ richtig ausgeführt (2): „Nunmehr aber begannen Dislokationen das Land zu verschieben, es senkte sich das südwestdeutsche Landbecken gegenüber dem rheinischen Schiefergebirge, und es entwickelte sich allmählich eine Niveaudifferenz zwischen den Miozän-schichten hier und dort von mindestens 400 m. Wollten nunmehr die Wasser des südwestdeutschen Beckens noch zum Nordmeere gelangen, so mußten sie durch die

sich im rheinischen Schiefergebirge erhebende Schwelle einen Weg bahnen und hierbei tiefe Täler einschneiden, während sie zugleich oberhalb des Gebirges, im südwestdeutschen Becken, infolge der entstehenden Rückstauung ihre Täler aufschütten mußten. Auf diese Weise wurde die Bildung der tiefen Durchbruchstäler des Rheines, der Mosel und der Lahn veranlaßt und noch lassen sich in denselben die Spuren des allmählichen Einschneidens des Flusses wahrnehmen.“ In einem Längsprofil von Basel nach Köln (S. 518) werden der gegenwärtige und der „dislozierte“ Rheinlauf in ihrer gegenseitigen Höhenlage deutlich angegeben. Aus einer solchen nachträglichen Verstellung des alten Talbodens ergibt sich zweierlei: Verschüttung und Verhüllung des abgesenkten, Zerschneidung und damit teilweise Beseitigung des gehobenen Teiles. Teilweise Beseitigung: es müssen also noch zumindest Reste des alten Talbodens in der Höhe über dem heutigen Engtal, dem „Durchbruchstal“ zu finden sein. Und das ist beim Rhein, bei Lahn und Mosel und auch bei der Nahe so. In teilweise beträchtlicher Höhe über ihrem heutigen Bett endet der steile Talhang nach oben mit scharfer Kante und gibt den Raum frei für ein ebenflächiges Geländestück, eine Terasse, die mit ihrer Geröllbestreuung sich sofort als ehemaliger Flußtalboden ausweist. Meist sind talauf, talab und auf der Gegenseite, über die heutige Talschlucht hinweg, ähnlich hohe Terrassen als Talbodenreste in gleicher Höhe erkennbar. Sie ermöglichen es, den alten Flußlauf durchs Gebirge zu verfolgen. Es ist Carl Mordziol's unvergängliches Verdienst, für das Durchbruchstal des Rheines schon 1907 den geologischen Beweis eines Zusammenhanges der jungtertiären Geröllablagerung im Mainzer Becken „Mainzer Becken“ ist ein rein geologischer Begriff und sollte durchaus im geologischen Sinne verstanden werden. Die rheinhessische Hügel- und Plateaulandschaft wird aus Schichten des Mainzer Beckens aufgebaut, bildet aber kein Becken) mit denen des Niederrheins erbracht zu haben. Damit war die „Antecedenz“ des Rheindurchbruchtales erwiesen, d. h. die Vorstellung vom Vorhandensein eines Urrheinlaufes zu einer Zeit, da das heutige Schiefergebirge noch nicht als Gebirgsschwelle in der Landschaft stand, so, wie es Albrecht Penck schon angenommen hatte. In zahlreichen späteren Arbeiten hat dann Mordziol die Talgeschichte, das langsame und abschnittsweise sich vollziehende Einschneiden des Stromes in das Schiefergebirge bis zum heutigen Bett in allen Einzelheiten untersucht und weitgehend geklärt, (3) (4). Einen ausgezeichneten Überblick über den Gang und Stand der Diluvialforschung im Mittelrheingebiet gab Carl Müller kurz vor Beginn des 2. Weltkrieges (5).

Die Spuren des alten Rheinlaufes und seines Nebenflusses, der Nahe, lassen sich in den Resten der alten Talböden, geröllbestreuten Terrassen, in der ganzen Umgebung von Bingen einwandfrei nachweisen. Im Landschaftsbild sind überall im Rheingau, am Rande des Rhein Hessischen Plateaus, am Hunsrückabfall über der Nahe und am Rochusberg terrassenartige Vorsprünge in verschiedener Höhe und Breite zu erkennen, und die geologische Karte sagt genauer, was die flüchtige Begehung nur vermuten läßt, daß diese alten Talbodenflächen meist sehr reichliche Geröllbestreuung tragen. Freilich ist sie häufig unter Löss verdeckt. Man hat die alten Talböden in ein System gebracht und unterscheidet von unten nach oben Nieder-, Mittel-, Haupt- und Höherenterrassen, die in mehreren Stufen übereinander entwickelt waren, aber freilich nur in Resten und sehr lückenhaft erhalten sind. (9)

Der Strom hat beim Tieferlegen seines Bettes ja immer einen großen Teil der höher gelegenen Talböden zerstören müssen, um sich Raum für sein neues Bett und dessen Talgehänge zu schaffen. Die Johannes-Gutenberg Universität in Mainz steht auf einem solchen alten Talboden in 120-125 m Meereshöhe, d. h. 35-40 m über dem heutigen Rheinspiegel. Um diesen Betrag also hat sich der Rhein in den damaligen Talboden eingetieft. Auf der Höhe des Rochusberges ist der gleiche Talboden mit Geröll in 220 m Meereshöhe nachzuweisen, d. h. hier also etwa 140 m über dem Stromspegel, in gleicher Höhe etwa auch auf der Verflachung des Rupertsberges über Bingerbrück, und an der Lorelei liegt wiederum der gleiche Talboden mit Geröllbestreuung in 200-225 m Höhe, hier also 125-150 m über dem heutigen Rhein und 100 m höher als bei Mainz, rund 55 km stromaufwärts.

Bei Zugrundelegung eines Gefälles von 10 m auf diese Strecke ist der Betrag der

Bildung der Hauptterrassen. Am Südfuße des Rochusberges wandte sie sich aber ostwärts und mündete auf dem schmalen Rücken, der die Senke zwischen Rochusberg und Rheinhesischen Plateau bei Ockenheim einnimmt, in den Rhein.“ Auf der dort beigegebenen Tafel 5, Fig. 4 wird ein Querprofil der Wasserscheide zwischen Nahe und Rhein gezeichnet, wie sie zwischen Ockenheim und Rochusberg durch einige auffällige Hügel im Gelände sich abzeichnet, den Galgenberg, den Starberg und eine kleine Anhöhe nordwestlich davon. Das Vorkommen von Nahegeröllen und Rheingeröllen spricht sicherlich dafür, daß in der Höhe dieser Ablagerung einmal sich Nahewasser mit dem Rheinwasser gemischt hat. Im Gelände ist sehr deutlich der weite, flache alte Prallhang der Talwegterrassenzeit auf der Rheinseite, ein anderer weniger deutlicher Bogen der Talwegterrassenzeit der Nahe erkennbar unterhalb der Wasserscheide. Es sind jedoch keinerlei Geländeformen zu erkennen, die im Bereich der Wasserscheide auf ein altes Nahebecken schließen lassen. Daß Nahegerölle bis zur Wasserscheide vorkommen, ist unbestreitbar. Unbestreitbar ist auch, daß im Nahedurchbruchtal die Mittelterrassen fehlen, wohl aber sind die Hauptterrassen dort in großer Breite auf der Rahl, am Rupertsberg, an der Elisabethhöhe und auf dem Rochusberg entwickelt, so daß kein Zweifel bestehen kann, daß einst die Nahe ihren Weg wie heute nordwärts zum Rhein genommen hat. Wenn die genannten linksseitigen Naheterrassen vorwiegend Schiefergebirgsgerölle führen, so ist das nur verständlich, denn der damalige breite Talboden der heutigen Hauptterrasse wurde mit mächtigem Solifluktionsschuttmassen besetzt — die Hauptterrassenflur ist ja mit Sicherheit als eine Kaltzeitererscheinung des Eiszeitalters aufzufassen. Gleichwohl war die Nahe der Stammstrom und sie muß nach Norden gezogen sein zum Rhein, weil sonst der Durchbruch unverständlich bliebe. Das hat auch Will ganz eindeutig zum Ausdruck gebracht (8).

Das Durchbruchtal der Nahe kann nur von oben her geschaffen worden sein, nicht durch nachträgliche Bezwingung eines Felsriegels von unten her, und alle Erklärungsversuche, etwa durch die Annahme einer Wiederbelebung der Nordstörnungen im Naheengpaß nach der Hauptterrassenzeit oder das Inselführen der „Stoßkraft“ der Nahe wie sie bei den Hochwässern 1918 und 1920 sich offenbart hat, sind nicht stichhaltig. Die Durchbruchsstrecke ist immerhin fast 2 km lang. Nirgends sind auf der Südseite Anzeichen etwa eines seitlichen Anprallens des Flusses wahrnehmbar — nur dieses kann mit der „Stoßkraft“ gemeint sein, wenn W. Wagner in den Punkten 14 und 15 seiner Zusammenfassung sagt (7):

„14. Erst in der Erosionszeit vor Bildung der Niederterrasse gelingt der Nahe der Durchbruch durch den devonischen Felsriegel bei Bingen.

15. Der Durchbruch wurde ermöglicht teils durch die Stoßkraft der Nahe, teils durch Wiederbelebung der Nahetalstörung und damit verbundener Spaltenbildung.“

Störungen der genannten Art sind nicht zu leugnen. (9), sie sind aber schwach gewesen und hätten auch bei aller Zerrüttung des festen Gesteins niemals einen Fluß wie die Nahe, der einmal sein altes Bett verlassen und ein neues ostwärts des Rochusberges eingegraben hätte, in den Felsriegel zurückzwingen können. Eine Nahe, die zwischen Rochusberg und Ockenheim dem Rheine einmal vermählt war, hätte bei einer Tieferlegung des Rheinspiegels unweigerlich ihr Bett derartig eingetieft — es waren ja ganz weiche Tertiärschichten — daß sie niemals in das alte viel zu hoch gelegene Bett der Hauptterrassenzeit hätte zurückkehren können. Die Nahe muß seit alter Zeit den Weg von Münster-Sarmsheim nordwärts genommen haben, weil nur mit dieser Annahme das enge Durchbruchtal im Taunusquarzit erklärt werden kann. Die Hauptterrassenflächen auf der Höhe beweisen das Vorhandensein des Flusses früher, seine heutige Lage im Talgrund entspricht der alten Richtung. Die harten Gesteine seines Durchbruchs waren viel zu schwer zu bewältigen, als daß die Möglichkeit zur Ausbildung von Talböden in der Mittelterrassenzeit bestanden hätte. Wenn in der großen Ausräumzone südlich des Rochusberges Naheschotter weit verbreitet sind, so braucht das nicht Wunder zu nehmen. Die Erosionsarbeit im Quarzitriegel ist immer schwer gewesen, die Enge des Durchbruchtales muß bei Hochwasser zu Stauwirkungen geführt haben, die das Nahewasser weit nach Osten

geraten ließen. Der große Ausräum und das Zurückweichen der Plateaukanten wird ja auch so erst recht verständlich. Aber der Abfluß kann gar nicht anders als immer nur durch das Durchbruchtal bei Bingerbrück erfolgt sein. Gewiß war dieser Abfluß oft gefährdet. Es sind nicht nur die oben erwähnten Störungen, es sind auch weite Flächenverbiegungen gerade am Südrand des Schiefergebirges festzustellen, die sich im Laufe des Tertiärs, vielleicht auch noch in Diluvialer Zeit vollzogen haben.

Die Höhenlage der Hauptterrassenstücke im Gebirge beweist das und das Vorkommen von alten Verwitterungshöden aus tief zersetztem Gestein auf den Flächen südlich Rummelsheim zeigt deutlich, daß die alte Schiefergebirgshochfläche, die im Inneren des Hunsrücks wesentlich höher liegt, hier bis zu 200 m Meereshöhe herabgebogen wurde. Auch die Höhe der oligozänen Straubbildungen unmittelbar unter dem Hochflächenrest des Rochusberges zeigt, daß hier das Meer in eine tiefegelegene Landschaft mit nur flachen Höhenzügen aus Quarzit eingriff. Gewiß ist auch das Durchbruchtal des Rheines von Störungen in der gleichen Nordwest Richtung begleitet, aber sie sind nicht Bedingung oder gar Ursache der Talbildung, sondern höchstens Anzeichen der Quereinwalmung, die das Schiefergebirge erfahren hat (10). Ein sehr kundiger Beobachter, H. Grebe, hat schon vor 75 Jahren die Vermutung geäußert, daß einst der Rhein sein Bett bei Kempten geteilt habe und der abgespaltene Arm im Süden nach Aufnahme der Nahe sich wieder nordwärts gewandt und den Hauptrhein bei Bingerbrück erreicht habe (12). Es fehlen aber Rheingerölle, die diesen Weg beweisen könnten. Immerhin war Grebe wohl von dem Gedanken geleitet, daß auf jeden Fall die Durchbruchsbildung an der unteren Nahe unterbrechungslos vor sich gegangen sein müsse, weil sonst das „orographische Rätsel“ (11) nicht zu lösen sei.

Die aus den Oberflächenformen zwangsläufig abzuleitende Deutung des Nahedurchbruchs als Folge eines antecessenz-epigenetischen Vorgangs der Talbildung scheint mir am einfachsten und ohne Widerspruch zum geologischen Befund zu sein.

1. WAGNER, W.: Goethe und der geologische Aufbau des Rochusberges bei Bingen. Notizblatt Ver. f. Erdk. und des Hess. Geol. LA Darmstadt 1925. 5. Folge. H. 8, S. 229.
2. PENCK, Albrecht: Das Deutsche Reich. Alfred Kirchhoff Länderkunde des Erdteils Europa. I. Teil. I. Hälfte, S. 317f. Wien und Leipzig 1867.
3. MORDZIOL, Carl: Ein Beweis für die Antecessenz des Rheindurchbruchtales nebst Bemerkungen zur Entwicklungsgeschichte des Rheinischen Schiefergebirges. Z. Ges. Erdk. Berlin 1910. S. 77—92, 159—173.
4. MORDZIOL, Carl: Die Austiefung des Rheindurchbruchtales während der Eiszeit. Die Rheinlande in naturwissenschaftlich-geographischen Einzeldarstellungen. No. 1, Braunschweig 1912.
5. MÜLLER, Carl: Der Stand der Diluvialforschung im Mittelrheingebiet. Mitt. Geogr. Ges. München 31, 1930. S. 180—212.
6. OESTREICH, Karl: Studien über die Oberflächengestalt des Rheinischen Schiefergebirges. Petermann's Mitt. 1909. S. 1—6, 57—62 mit Taf. 6 Fig. 3.
7. WAGNER, W.: Die Terrassen des Nahetales von Bad Münster am Stein bis zur Mündung in den Rhein und die Beziehung der Nahe zum Rheindurchbruch bei Bingen. Notizblatt Ver. f. Erdk. u. d. Hess. Geol. LA Darmstadt 1926. 5. Folge. 9. H. S. 49—78. bes. S. 77.
8. WILL, F. W.: Morphogenetische Betrachtungen der Rheinterrassen zwischen Oppenheim-Mainz und Koblenz. Ber. Oberhess. Ges. f. Natur- u. Heilkunde zu Gießen. N. F. Naturw. Abt. Bd. 16 (1933—35) S. 103 ff. u. 79 f.
9. WAGNER, W. u. MICHELS, Fr.: Erläuterungen zur Geologischen Karte von Hessen im Maßstab 1:25000. Blatt Bingen-Rüdesheim. Darmstadt 1930. Taf. 16.
10. WAGNER, W.: Bemerkungen zur tektonischen Skizze des westlichen Mainzer Beckens. Notizbl. Ver. Erdk. u. d. Hess. Geol. LA, 5. Folge. 12. H., Darmstadt 1929.
11. GURLITT, D.: Das Mittelrheintal. Formen und Gestalt. Forsch. z. d. Ldskd. Bd. 46, 1949, S. 169 (C. Koch in einem Vortrag 1977).
12. GREBE, H.: Über die Talbildung auf der linken Rheinseite, insbesondere über die Bildung des unteren Nahetales. Jahrb. Pr. Geol. LA, 1885, S. 133—144.

Grabhügel in St. Katharinen bei Kreuznach

von Bernhard Stümpel

Schon seit langem war bekannt, daß sich im Hauwald „Rote Heck“, Gemarkung St. Katharinen, mehrere Grabhügel verbergen, ohne daß über ihre Größe, Zahl oder gar Zeitstellung Klarheit bestand¹. Wegen unmittelbar bevorstehender Rodungsarbeiten mußten kürzlich die auf einem sanft geneigten Hang gelegenen Hügel ausgegraben werden. Es handelt sich bisher um fünfzehn Hügel von etwa 6 bis 16 m Durchmesser und 0,5 bis 1,35 m Höhe. Da das Gelände noch nicht ganz bis zu dem die südliche Grenze des Gräberfeldes bildenden Steilabfall abgeholzt ist, dürfte sich die genannte Zahl bei späteren Untersuchungen sicher noch erhöhen. Eine genaue Zählung ist in dem buschartigen, dichten Niederwald z. Zt. nicht möglich.

Die Ausgrabungen brachten interessante neue Erkenntnisse über Grabsitten und Dauer des Grabhügelbrauches in der Urzeit unseres Raumes. — Schon rein äußerlich waren zwei Hügeltypen zu unterscheiden, und zwar ein kleinerer mit sechs bis sieben und ein größerer mit zehn bis sechzehn Metern Durchmesser. Die kleinen Hügel bargen jeweils ein Brandgrab der jüngeren Urnenfelderzeit (800-600 v. Chr.), eine bauchige, mit einer Schale abgedeckte Urne, die außer dem Leichenbrand gelegentlich auch ein bis zwei Beigefäße enthielt. Große Brandflecken zeigten, daß die Bestattung unmittelbar neben dem Scheiterhaufen vorgenommen wurde, dessen Reste man nach Auslese der verbrannten, in der Urne zu deponierenden Knochen im allgemeinen in die Urnengrube verfüllt hatte. In dieser Füllung fanden sich manchmal verschmolzene Bronzeteile, offenbar vom Schmuck der in voller Tracht eingäscherte Toten.

Die größeren, mit einem peripheren Kreisgraben versehenen Hügel² bedeckten je eine N/Kopf-S orientierte Körperbestattung. Der saure Boden hatte die Skelette allerdings fast völlig aufgelöst, sodaß nur noch schwache Verfärbungen, sogenannte Leichenschatten, erkennbar waren. Alle diese Körpergräber wiesen als ersten Schutz eine mächtige, langovale Steinpackung auf, über die sich dann der Hügel wölbte. Die Beigaben waren - gemessen an dem beim Grabbau getriebenen Aufwand - recht ärmlich. Die reichsten Gräber enthielten nur zwei oder drei Gefäße. Lediglich in einem Falle fanden sich zwei bronzene Arminge, sogenannte Wendelringe mit gegossener Torsion. Für die Datierung sind die Funde jedoch hinreichend aussagefähig. Sie verweisen die großen Hügelgräber mit Körperbestattung, Steinpackung und Kreisgraben in die Zeit der älteren Hunsrück-Eifel-Kultur (600-400 v. Chr.).

Einige dieser jüngeren Gräber waren über den älteren Urnengräbern angelegt. Eine solche, sicher absichtliche Wiederbenutzung älterer Hügel spricht dafür, daß deren Bedeutung als Gräbermäuler bekannt war, eine Tatsache, die aus der kontinuierlichen Belegung desselben Geländes mit Gräbern während zweier aufeinanderfolgender Perioden ohnedies erhellt. -

Der Scheidung der Hügel in zwei nach Größe, Bestattungssitte und Alter verschiedene Gruppen scheint auch ihre räumliche Verteilung zu entsprechen. Die Urnenhügel liegen nämlich im Westteil des Friedhofes, während sich die Körpergrabhügel nach einer in beiden Perioden belegten Übergangszone östlich anschließen. Ein offensichtlich aus einem zerstörten Grab der jüngeren Hunsrück-Eifel-Kultur stammender bronzener Arming mit Pufferenden, der noch weiter östlich auf bereits lange beackertem Boden gefunden wurde, scheint anzudeuten, daß die Belegung des Gräberfeldes sogar bis in diese Spätzeit (ca. 400-150 v. Chr.) reicht. - Die jetzt noch kenntlichen Hügel liegen an einer hohlwegartigen Bodenrinne, die offenbar in einem die Grenze zwischen den Gemarkungen St. Katharinen und Sommerloch bildenden, wohl sehr alten Feldweg ihre Fortsetzung findet, der nördlich der heutigen Straße nach Roxheim verläuft³. Möglicherweise haben wir es hier mit einer urchenzeitlichen Straße zu tun. Es ist zwar die Tatsache, daß in römischer Zeit die Toten gern längs der Straßen beigesezt wurden, auch für unseren Raum durch archäologische Befunde eindeutig erwiesen; für die vorrömische Zeit steht

der sichere Nachweis eines solchen Branches aber noch aus. Auch das Beispiel „Rote Heck“ bietet wieder nur einen hypothetischen Beleg. -

Fassen wir die gesicherten Ergebnisse der Grabungen in der roten Heck zusammen, so liegt einmal der Beweis dafür vor, daß die Sitte der Bestattung unter Grabhügeln nicht nur - wie bisher angenommen⁴ - während der Bronzezeit und der Zeit der Hunsrück-Eifel-Kultur geübt wurde, sondern zumindest auch während der jüngeren Urnenfelderzeit; weiterhin kann gesagt werden, daß sich die älteren (Urnen-) von den jüngeren (Körpergrab-) Hügeln durch geringere Größe unterscheiden. Es liegt auf der Hand, den Grund für diese Tatsache zunächst in rein technischen Gegebenheiten zu suchen. Für die relativ kleinen, in den Boden eingetieften Urnengräber mit einer Grabrube von nur etwa 0,5 : 0,5 m war bereits eine geringe Aufschüttung als Schutz und Markierung ausreichend. Die mehr als körperlangen Gräber der Hunsrück-Eifel-Kultur mit ihren bis zu 2,5 m langen, 1 m breiten und 0,9 m hohen Steinpackungen forderten dagegen zur Bedeckung einen beachtlichen Hügel. Bemerkenswert ist schließlich die Feststellung einer ganz bestimmten Orientierung der Gräber aus der Zeit der Hunsrück-Eifel-Kultur, nämlich in N(Kopf)-S-Richtung. Diese Orientierung der Toten dürfte wohl ein nicht nur im Kreuznacher Raum oder nur für die angegebene Zeit gültiger, kultisch verankerter Brauch sein. So ist beispielsweise für die keltische Latènezeit Rheinbessens die gleiche N-S-Ausrichtung der Gräber zu beachten⁵.

Die Frage nach dem hinter unseren Funden stehenden Volkstum ist nicht leicht zu beantworten. Eingehende Analysen des Fundbestandes und sprachgeschichtliche Untersuchungen haben wahrscheinlich gemacht, daß die weiter oben mehrfach erwähnte Hunsrück-Eifel-Kultur letztlich aus einer nach der Wende vom zweiten zum letzten Jahrtausend v. Chr. erfolgten Verschmelzung indoeuropäischer Urnenfelder-elemente aus dem veneto-illyrischen Raum des östlichen und südöstlichen Mitteleuropa und einheimischer Urbevölkerung hervorgegangen ist.⁶ Diese im Laufe der weiteren Entwicklung sehr beständige und neuen Strömungen gegenüber sehr konservative ethnische Gruppe wird während des fünften und vierten Jahrhunderts v. Chr. unter Einfluß aus dem Oberrheingebiet und dem benachbarten Ostfrankreich keltisiert. Sie wird allerdings nicht durch ein neues, keltisches Volkstum verdrängt oder überlagert, sie erschließt sich vielmehr durch Teilnahme an politischen Aktionen der altkeltischen Stämme am Oberrhein, durch Übernahme politischer, wirtschaftlicher und kultureller Errungenschaften einer in dieser Zeit sich bildenden großkeltischen Welt. In römischer Zeit dürfte der Kreuznacher Raum zum Bereich der Treverer gehört haben.⁷ Es mag dahingestellt sein, inwieweit angesichts der erwähnten ethnischen Konstanz seit der Zuwanderung der Urnenfelderleute ein Rückschluß über hunderte von Jahren und eine Ansprache der Grabhügelleute von St. Katharinen als „Urtreuerer“ erlaubt ist.

1) Vgl. W. Dehn, Katalog Kreuznach II, 1941, S. 113, ferner B. Stümpel, Die Kelten im Kreis Kreuznach, Kreuznacher Heimatbl. 1959, 9 ff.

2) Die Bodenverhältnisse ließen nicht in allen Fällen den eindeutigen Nachweis dieses Grabens zu. Bei den kleinen Urnenhügeln war die Existenz von Kreisgräben zwar nicht zu erkennen, doch kann sie auch nicht mit Sicherheit verneint werden.

3) Das Relief ist inzwischen durch die Kultivierungsarbeiten verändert und die Rinne eingeebnet worden.

4) Vgl. etwa W. Dehn a. a. O. S. 97. Anderorts scheinen ähnliche Verhältnisse erwiesen zu sein wie in der roten Heck (z. B. W. Dehn, Vorgeschichtliche Denkmäler u. Funde um Hermeskeil, Trierer Zeitschrift 1951, S. 36 mit Anm. 28).

5) B. Stümpel, Zur Spätlatènezeit im Mainzer Becken, in: Mainzer Zeitschr. 1959/60 (im Druck)

6) W. Dehn, Germania 19, 1935, S. 295ff.; L. Weisgerber, Rhein. Museum N. F. 84, 1935, S. 289ff.

7) Vgl. B. Stümpel, Nordpfälzer Geschichtsverein 38, 1958, 4, S. 275-77 u. Mitteilungsblatt zur rheinhess. Landeskunde 8, 1959, 2, S. 166. Dort weitere Literaturhinweise.

Aus Nachbarpublikationen

Deutscher Liberalismus im Vormärz. Heinrich von Gagern, Briefe und Reden 1815-1848, hrsg. vom Bundesarchiv und der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt, bearb. von Paul Wentzcke und Wolfgang Klötzer. Göttingen: Muster-Schmidt, 1959, 496 S. 2 Taf. Lw. DM 46.—

In den letzten Jahren hat sich die Forschung in verstärktem Maße dem deutschen Frühliberalismus zugewandt. In dieser Bewegung nimmt die Familie der Freiherren von Gagern einen bevorzugten und besonderen Platz ein. Hellmuth Rößler hat das Lebensbild des Freiherrn Hans Christoph v. Gagern gezeichnet (vgl. Mittbl. 7, 1958, S. 143 f.), Paul Wentzcke wandte sich besonders dem Sohne Heinrich zu (vgl. Nassauische Lebensbilder 4, 1950, S. 112-171; H. v. G., Göttingen 1957). In der nun vorgelegten Quellenveröffentlichung ordnet Wentzcke den nachmaligen Präsidenten der Frankfurter Nationalversammlung und ersten „Reichsministerpräsident“ in die allgemeine deutsche Geschichte des frühen 19. Jahrhunderts ein; die Herausgabe der Quellen besorgte in der Hauptsache W. Klötzer. Neben den schon bekannten Protokollen der Reden, die Heinrich v. G. als Abgeordneter in der Zweiten Kammer zu Darmstadt gehalten hat, stehen seine Briefe, die bisher nur unvollständig und oft auch ungenau in Heinrichs Biographie seines 1848 in Baden gefallenen Bruders Friedrich (5 Bde., Heidelberg 1856) überliefert waren. Die Bedeutung dieser Briefsammlung geht allein schon aus einer Aufzählung der wichtigsten Absender oder Empfänger hervor: Hier stehen nebeneinander Friedrich Daniel Bassermann, Georg Beseler, der Fürfelder Bürgermeister Josef Brunck, die Verwandten seiner zweiten Frau aus der Familie Buhl, Reinhard Eigenbrodt, Georg Gervinus, Franz Hege- wich, Paul Pfizer, Theodor Reh und Karl Theodor Weecker. Führende Gestalten des deutschen Liberalismus und ihre hessischen Gesinnungsfreunde trifft man in ihrem geistigen Austausch mit Heinrich v. G.

In fast allen Äußerungen dieser Briefe (bei deren Abdruck Klötzer rein persönliche Angelegenheiten durch knappe Stichworte rafft und sich auf den eigentlichen politischen Inhalt beschränkt) sind die Kampfstellung der Liberalen gegen das Polizeiwesen der deutschen Staaten, das Ringen um die staatsfreie Sphäre im Menschen, die Befürwortung des Zollvereins und das Streben nach einer nationalen Gesamtverfassung zu finden. Bemerkenswert ist die Zusammenfassung der tragenden Ideen in Gagerns Verlautbarung an seine Wähler aus dem Jahre 1858 (S. 204-215). Aus der scharfen Kritik an der Bundesverfassung (S. 135 ff.) folgt - 1846 sicher faßbar - G's. Wendung zum kleindeutschen Gedanken. Die Regierung in Darmstadt wird heftig kritisiert: Sie ist Werkzeug einer „Duodez-Monarchie“ (S. 100) und nur Wert unterzugehen (S. 153), unter ihrem Einfluß werde alles öffentliche Leben ertötet (S. 261). Das gesellschaftliche Leben in der Residenz befinde sich in unerfrenlicher Stagnation (S. 175). Das autokratische Wirken der Regierung läßt es Gagern nutzlos erscheinen, weiterhin sein Landtagsmandat auszuüben; er verzichtet auf eine Wiederwahl und zieht sich 1836 auf das Familiengut in Monsheim zurück, wo er zum „Einsiedler“ wird (S. 165-225). Sein von 1832 an umfangreicher gewordenen Briefwechsel zeigt allerdings, wie er das Jahrzehnt bis zum Vorabend des Jahres 1848 nicht allein der Haus- und Landwirtschaft widmete, sondern gerade in jener Zeit die politischen Entwicklungen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte und eigentlich erst damals zum Agitator großen Stils heranwuchs. Ganz eindeutig unter politischen Vorzeichen stand 1845 die Wahl zum Präsidenten des landwirtschaftlichen Vereins in Rheinhessen, der eine parteiähnliche Sammlung des liberalen Bauerntums zwischen Mittelrhein, Nahe und Donnersberg war. In vielen seiner Äußerungen zeichnet Gagern die eigentümlich unentwickelte Organisation des liberalen Parteiwesens, das — dargestellt an Beispielen aus Monsheim, Pfeddersheim, Worms, Oppenheim und Alzey — sich meist nur auf Honoratiorenkomitees stützt (man vgl. hierzu allgemein: Th. Nipperdey, Die Organisation der bürgerlichen Parteien in Deutschland vor 1918. Hist. Ztschr. 185, 1958, S. 550 — 602; Th. Schieder, Das Verhältnis von politischer und gesellschaftlicher Verfassung u. d. Krise d. bürgerlichen Liberalismus. Hist. Ztschr. 177, 1954, S. 49 — 74; W.

Conze, Staat u. Gesellschaft in der frührevolutionären Epoche Deutschlands. Ebd. 186, 1958, S. 1 — 34).

Die Besonderheit Rheinhessens im Staatsverband des Großherzogtums Hessen-Darmstadt wird in den Reden und Briefen Heinrichs v. G. in doppelter Weise herausgestellt. Als Landtagsabgeordneter verteidigt er die Institutionen der Provinz wie sie in der Zeit der Revolution und Napoleons entstanden waren, gegen die Nivellierungsbestrebungen der Regierung; in vielen seiner privaten Äußerungen zeigt G. eine beachtenswerte Analyse des Volkscharakters ohne Schen auch dessen Schattenseiten hervorzuheben. In der Darmstädter Kammer war der Kampf um die rheinhessischen Schwurgerichte, die man in den beiden anderen Provinzen nicht kannte, zeitweise sehr heftig. Immer wieder argumentiert Gagern, man habe es durchaus nicht mit einer Erfindung der Revolution zu tun, vielmehr treffe man hier eine wiederaufgelebte Gerichtsorganisation der germanischen Zeit; es sei bezeichnend, daß ausgerechnet Hessen als der kleinste deutsche Staat, der Anteil am linken Rheinufer besitze, sich berufen fühle, als erster den Kampf gegen diese Institution aufzunehmen, durch die das Volk an den Staat herangeführt werde (S. 124 ff., 147 Anm. 5, 159 ff., 378 ff., 591 f. u. ö.). Die rheinhessischen Institutionen im Gerichtswesen werden geradezu als vorbildlich für eine kommende deutsche Verfassung empfohlen (S. 158). Die Personenstandregister, die seit der französischen Zeit durch die Bürgermeister geführt wurden, sollten auf Betreiben der Regierung wieder in die Hand der Pfarrer zurückgelegt werden; auch hier setzt sich Gagern für den bisherigen Zustand ein (S. 331 ff., 341 f. u. 345 ff.). Die Sicherung der bürgerlichen Freiheiten der in einer Bundesfestung in besonderer Stellung lebenden Einwohner von Mainz wird gelegentlich im Parlament von ihm behandelt (S. 141). - Im ganzen gesehen empfindet Gagern mehr Neigung zu ländlichen als zu städtischen Verhältnissen. Die Beziehungen nach Mainz waren wohl recht locker, der Stadt Worms steht er ausgesprochen distanziert gegenüber. Rücksichtnahmen auf den Großherzog (dessen Sohn hier überdies ein Haus besaß) gestalteten die Wahlkörperschaften stärker konservativ als im übrigen Rheinhessen (S. 359 ff.). Im Jahre 1847 wurde Gagern als Kandidat der Stadt Worms in den gerade tagenden Landtag entsandt; hatte man ihn dort gegen seinen Willen nominiert, war er dennoch aus taktischen Gründen bereit, den Auftrag anzunehmen; öffnete er ihm doch wiederum den Weg zu politischer Wirksamkeit. Gagern hatte klar erkannt, daß die staatliche Entwicklung Deutschlands einer Krise zustrebe (S. 370, 372, 376). Als er im September des gleichen Jahres abermals gewählt wurde — diesmal gleichzeitig in Worms und Pfeddersheim — gab er dem ländlichen Mandat vor dem städtischen den Vorzug (S. 400).

Wie wenig andere vor ihm hat Gagern die Schattenseiten im Denken und Empfinden der Rheinhessen gezeichnet. Ein kühler Beobachter ist hier am Werk. Die nationalen Stimmungen des Jahres 1840 beurteilt er als „poetisch-patriotische Exaltation“. Ein Jahr später erkennt er klar, daß in der Pfalz und in Rheinhessen die deutschen oder französischen Sympathien durch wirtschaftliche Gesichtspunkte bestimmt werden: „Die materiellen Interessen herrschen“, jeder sage sich, von Frankreich sei nichts zu erwarten — weil man dort nicht den Wein absetzen könne, bei einem Vorrücken Frankreichs an den Rhein der Wert der Weinberge rapid sinken werde (vgl. hierzu auch die Rez. von Kurt Baumann, in: Mitt. d. Hist. Ver. d. Pfalz 57, 1959, S. 204 ff.). „Die Zahl derer (schreibt er 1841 an Franz Buhl), denen es hierzulande ernst ist, eine auf Überzeugung beruhende politische Meinung zu haben, ihre Ideen auszutauschen, zu sichern, zu berichtigen, habe ich unter meiner Erwartung klein gefunden. Die Leute haben dazu keine Zeit; die meisten sind sehr selbstzufrieden, wenn ihnen die Gemeinplätze eines flachen Liberalismus oder eines sittenlosen Republikanismus — — zu Gebote stehen.“ (S. 239). Zwei Jahre später berichtet er seinem Bruder Friedrich, in Rheinhessen herrsche ein bedeutend geringerer Grad von Bildung. „wo der wohlhabigere Bürger und seine Söhne mehr als auf dem rechten Rheinufer den materiellen Interessen, dem Genuß und Erwerb zugetan sind und für die Bildung aller derer, die nicht Beamte oder Advokaten werden wollen, fast nichts geschieht, selbst wo die Mittel dazu vorhanden sind. Die

Kontroverse zwischen der humanistischen und realistischen Tendenz der Unterrichtsanstalten hat hierzulande in schlecht dotierten und darum auch mangelhaft eingerichteten Realschulen eine traurige Lösung gefunden. In diese Realschulen werden die Knaben wohlhabender und angesehenen Leute jetzt gesendet, und man glaubt, damit genug getan zu haben. Gegen das Geschichtsstudium herrscht auf dem linken Rheinufer wahre Abneigung, und wie ist ohne dieses politische Bildung möglich? — Rheinhessen im Vormärz kann wohl kaum schärfer charakterisiert werden.

Es bleibt zum Abschluß nur der Wunsch, daß die vom Verlag angekündigten beiden Bände für die Jahre 1848-50 und 1851-80 bald in gleich vortrefflicher Bearbeitung und Güte der Ausstattung folgen mögen.
A. Gerlich.

Philipp Walter Fabry, Das St. Cyriacusstift zu Neuhausen bei Worms

(Der Wormsgau, Beiheft 17). Worms 1958, 195 S. 1 Karte.

Es war ein Wagnis, als der Vf. sich der Aufgabe einer kritischen Untersuchung der Geschichte des St. Cyriacusstiftes unterzog, obwohl die mittlerweile vor drei Jahren erschienenen Beiträge von C. J. H. Villinger zur Geschichte dieses Stiftes bereits im Manuskript vorlagen. Bei allem Verdienst dieser populären Zusammenschau des bisherigen Schrifttums war dieses Wagnis bei der immer noch reichen Fülle ungenutzter Überlieferung durchaus zu rechtfertigen. Auch der Vf. hat diese keineswegs voll ausgeschöpft. In vielen Fällen hätte sich aus benutzten Quellen mehr herausholen lassen. So sucht man etwa aus der S. 90 benutzten Urk. Baur III Nr. 1248 (nicht 248) vergeblich Hinweise auf Besitz des Stiftes und zweier Altäre in Herrnsheim (S. 172), vergeblich in den Listen S. 72 ff. und 88 die Namen von 6 Kanonikern und einem Vikar, die dort genannt werden. Eine Durchsicht etwa nur der Urk. StAD, Herrnsheim bringt für 1310, l. 15.; 1455-49; 1472 II, 5.; 1556, l. 7.; weitere Belege für Güter und Zinse des Stiftes in Herrnsheim, 1565. IV, 15., wenige Tage vor der Aufhebung einen wichtigen Vertrag über Zehnten und Patronat zu Herrnsheim. Der Vf. kennt zwar das zweite, sonst seit 1250 (StAD Urk. Worms, St. Martin) nachweisbare Stiftssiegel, aus dessen Unterschrift „... nova digna domus...“ er S. 65 eine abwegige Deutung des Ortsnamens Neuhausen herleitet, der doch sicher zu den üblichen -hausen-Ortsnamen einer früheren Ausbauzeit gehört. Auf dem schlechten ihm bekannten Abdruck erkannte er zwei Diakone als Begleiter des hl. Cyriacus, während im Siegel wirklich, an die Gründung erinnernd, rechts ein Bischof mit Stab und Buch und links ein König mit Krone und Szepter den Heiligen begleiten. Unbekannt blieb ihm das ältere Stiftssiegel, von 1215-41 (StAD Urk. Worms, St. Andreas und St. Martin) und das jüngere Rundsiegel von 1565 (Ebd. Urk. Herrnsheim). Auch zur Überlieferungs- und Archivgeschichte des Stiftes hätten sich aus heutiger Lagerung und Rückvermerken der Urkunden konkrete Aussagen gewinnen lassen, die ein anderes Bild ergeben, als die wenigen beigebrachten Nachrichten aus den Auseinandersetzungen zwischen Kurpfalz und dem Hochstift Worms. In der Besitzliste ist etwa Sanden 1220 (S. 179) der Sandhof bei Eich, nicht Sand bei Oppau. Diese Wünsche sollen jedoch nicht die Freude an dem Gewinn verderben, den diese Untersuchung wirklich bedeutet. Der Vf. bietet ein recht klares Bild von Geschichte und Verfassung, geistlichem und geistigem Leben des Stiftes. Die Personallisten zeigen enge Verflechtungen mit anderen Wormser Kirchen. Die immer noch reiche Überlieferung des Spätmittelalters gestattete eine eingehende Betrachtung der Vermögensverwaltung der Besitzentwicklung und des Wirtschaftsbetriebes, die auch dem Wirtschaftshistoriker Gewinn bringt. Kerngebiet des in Übersicht und Karte nachgewiesenen Stiftsbesitzes war der Bereich der Wormser Diözese im südlichen Rheinhessen und in der Nordpfalz. Daneben verfügte es über älteren Streubesitz rechts des Rheines am Neckar und nach Norden bis nach Ingelheim und zur unteren Nahe hin. Für die Landes- und Ortsgeschichte Rheinhessens ist die Geschichte dieses Stiftes, das als einziges in Worms neben dem Domstift mit eigener Überlieferung in die Karolingerzeit zurückreicht, eine wertvolle Bereicherung.

H. Gensicke

In Band VIII des „Hessischen Jahrbuchs“, der Theodor Mayer zum 75. Geburtstag gewidmet ist, lohnen eigentlich alle Aufsätze das Augenmerk der rheinhessischen Landesforschung. Heinrich Büttner verfolgt (S. 1-21) „Die politische Erfassung des Lahm- und Dillgebietes im Früh- und Hochmittelalter“; eine engere Verbindung zum Rhein-Main-Gebiet ergibt sich durch das Geschlecht der Rupertiner, durch Weißenburger Klosterbesitz und den Lahmbesitz der Wormser Bischöfe vom Ende des 10. bis mindestens zum Ende des 12. Jahrhunderts. Der Festvortrag von Wilhelm Maurer „Elisabeth von Marburg in zeitgeschichtlicher Beleuchtung“ (S. 22-36) streift u. a. den in der pfarrlichen Vervollständigung aufschimmernden Gegensatz der Landgräfin und ihres Betreuers Konrad zu Erzbischof Siegfried II. von Mainz. Die ebenfalls aus einem Vortrag erwachsene Studie von Hektor Amman „Der hessische Raum in der mittelalterlichen Wirtschaft“ (S. 37-70), in der es dem Verfasser stark auf die über den Kernraum hinaus bedeutsamen Leistungen und Zusammenhänge ankommt, bezieht die mittleren Rheinlande sehr nachdrücklich ein, wie schon aus vielen der beigegebenen Karten ersichtlich ist (z. B. Nr. 2: Marktorte der Kaiserzeit, 4: Mittel- und Großstädte des hessischen Raumes, 6: Die Zuwanderung nach Köln im 12. Jahrhundert, 15: Die deutschen Tuchgebiete des Mittelalters, 17: Der mittelrheinische Bezirk der Wollindustrie im Mittelalter, 18: Absatz der mittelrheinischen Tuche, 27: Einzugsgebiet der Frankfurter Messe). — In der Untersuchung „Der Marburger Pfennig. Ein numismatischer Beitrag zur hessischen Landesgeschichte“ (S. 71-105) von Wolfgang Heß kommen (S. 77, Anm. 50 ff.) oberhessische Besitzungen und Einkünfte stadtmainer Stifte zur Sprache. Kernstück des Bandes nach Anordnung und Ertrag sind die beiden Referate, welche Friedrich Uhlhorn am 3. März 1958 auf der Mainzer Tagung des Arbeitskreises für Kartographie im Verband der Historiker Deutschlands geboten hat: „Zwei Untersuchungen über das Wesen der Geschichtskarte“ (S. 100-149). Zunächst erörtert Uhlhorn — aus der langjährigen Beschäftigung mit dem nun erfreulicherweise zum Druck gelangenden Geschichtlichen Handatlas von Hessen heraus — „Probleme der kartographischen Darstellung geschichtlicher Vorgänge“ und bespricht dabei nacheinander die Forschungs-, die didaktische, die Lichtbild- und die statistische Karte; sodann arbeitet er in Abgrenzung gegen andere Arten das besondere Wesen der Geschichtskarte heraus, deren stärkste Problematik er in ihrer unlösbaren Verbindung zur geographischen Karte sieht. Als Hauptformen unterscheidet er Entwicklungskarten (Querschnitt- und Längsschnittkarten, Diagramme) und Bewegungskarten, wobei Mischtypen nicht ausgeschlossen sind. Als besonders dringliche Forderung bezeichnet er die beispielhafte Bearbeitung des Problems der Mehrschichtigkeit im Werden der Landeshoheit und versucht daher im zweiten Referat „Karte und Verfassungsgeschichte. Studien zur Vielschichtigkeit der Landesherrschaft“ unter Beigabe von neun äußerst aufschlußreichen Karten an dem begrenzten Beispiel des Busecker- und Lumdatal die Überschneidungen und Überlagerungen der hohen und niederen Gerichtsbarkeit sowie der Lehnsoberhoheit für die Stieljahre 1575 und 1725 zu veranschaulichen — eine durch das Auftreten von Kondominaten noch gesteigerte Zerlegung der Landeshoheit in verschiedene, an Gewicht in den einzelnen Jahrhunderten wechselnde Komponenten, deren Anwendung auf die rheinhessische Geschichte sich gebieterisch aufdrängt. — Der Überblick von Martin Born „Die industrielle Entwicklung des Dillgebietes in ihren Beziehungen zur Territorialgeschichte“ (S. 150-170) stellt für das eisenverarbeitende Gewerbe des 15. bis 18. Jahrhunderts im Dillgebiet und Siegerland Mainz neben die Absatzmärkte Frankfurt, Köln und Bergisches Land. — Die stark aus Akten schöpfende Darstellung von Willi Ferdinand Becker „Die preußischen Militärstraßen im Deutschen Bund (1815-1866), vornehmlich in Hessen. Ein Beitrag zu den Hegemoniebestrebungen Preußens im nördlichen Deutschland“ (S. 171-254) kommt mehrfach auf Alzey, Bingen, Mainz, Pfeddersheim und Worms zu sprechen. Grundsätzlich hilfreicher Natur ist die kurze Besinnung von Gerlach Bott „Das Museum als Geschichtsquelle“ (S. 255-245). Als Überleitung zu dem 209 Nummern umfassenden, auch Rheinhessen wieder einbeziehenden Besprechungsteil verzeichnen wir schließlich die kritische Stellungnahme von Claus Cramer „Neue The-

son zur althessischen Verfassungsgeschichte“ (S. 246—292) zu den neueren Arbeiten von Karl A. Kroeschell und Wolfgang Metz, bei der es vor allem um eine methodische Besinnung auf Grund der zahlreichen Vorarbeiten zum Geschichtlichen Atlas von Hessen geht (Berechtigung und Grenzen des rückschließenden Verfahrens, archivalisches Quellenstudium aus erster Hand, Zusammenwirken der verschiedenen historischen Disziplinen); die künftige Anwendung bzw. Modifikation der Marburger Arbeitsformen und Ergebnisse für die ausstehenden rheinhessischen Regionaluntersuchungen läßt ein aufmerksames Studium der Darlegungen Cramers angebracht und fruchtbar erscheinen.

Im Juli 1959 gelangte zur Ausgabe das Doppelheft 2/5 der Neuen Folge des „Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde“, mit welchem der 1956 angelaufene Band 25 seinen Abschluß findet (vgl. Mitteilungsblatt Jahrgang 6, 1957, S. 18 f.). Aus der Einleitung zur Edition „Zwei spätmittelalterliche Seelbücher der Pfarrei Bensheim“ von Marga Dörr (S. 101—164) ersieht man eine Reihe personeller Beziehung zu Mainz und seinen Stiften wie auch zu Bodenheim, Nackenheim, Neuhausen, Nieder-Ingelheim, Schwabenheim und Worms; Bensheim hat dem Mainzer Diözesanklerus im 14. und 15. Jahrhundert eine beträchtliche Zahl von Geistlichen gestellt; unter den Adelsfamilien interessieren uns die Hattstein, Mohr von Saulheim, Reuß von Gundheim sowie Fetzer von Gabsheim u. Nierstein; unter den linksrheinischen Einzugsorten der Bensheimer Bürger ragt Oppenheim hervor. Ferner bringt das Heft den Vortrag zum Abdruck, welchen Anton Ph. Brück am 25. Januar 1958 auf der Wormser Tagung unserer Arbeitsgemeinschaft über „Bistum und Hochstift Worms um das Jahr 1600“ gehalten hat (S. 165—182). Brück veranschaulicht an Hand von Darmstädter und Würzburger Archivalien den damaligen politischen und wirtschaftlichen Tiefstand des Bistums und Hochstiftes, vor allem die Auseinandersetzung der Bischöfe mit dem mächtigen Nachbar Kurfürst, und die mühsamen Ansätze zu einer neuen Festigung, die erst mit dem Tauschvertrag der Brüder Franz Ludwig von Worms und Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz 1705 zu einem aussichtsreichen Abschluß gelangte. Schließlich verzeichnen wir aus dem Doppelheft noch die als Mainzer Dissertation entstandene Würdigung „Wilhelm Friedrich Hesse und sein Kommunalschulplan“ durch Hans-Joachim Kiefert (S. 199—294), die — aus Schulfondakten schöpfend — in folgende Kapitel gegliedert ist: I. Die Lage des rheinhessischen Schulwesens bei der Übernahme der Provinz Rheinhessen durch Hessen-Darmstadt. — II. der Kommunalschulplan Hesses. — III. Die geistigen Grundlagen der unter Hesse in Rheinhessen durchgeführten Schulreform. — IV. Der Versuch der Durchsetzung des Schulreformprogramms in Rheinhessen (mit Ausblicken auf die Entwicklung bis 1874). Ein Quellenanhang bietet Ordnung und Lehrplan für die öffentlichen Elementarschulen in der Provinz Rheinhessen. (1. Februar 1826), eine Weisung des Großherzoglichen Innen- und Justizministeriums an den Hessischen Oberschulrat vom 25. Mai 1835 betr. den Zustand der evangelischen Gemeinde zu Mainz in Beziehung auf den Schulunterricht der Kinder sowie einen Brief Hesses an seinen pädagogischen Mentor Herbart vom 19. August 1825.

Zur Geschichte der Schmucksteinschleiferei im Gebiet der oberen Nahe und Saar

Das Buch von Klaus Eberhard Wild ist aus langjähriger, sorgfältiger Heranziehung aller Quellen vom hohen Mittelalter bis in das 20. Jahrhundert zustande gekommen. Die Arbeit behandelt demgemäß die Entstehung der Idar-Obersteiner Edelstein-Industrie im Zusammenhang mit der Entwicklung der Schleiftechnik auf dem Sandsteinrad, das mittels eines Wasserrades am Bache, in einer „Schleife“, seine An-

triebskraft erhält. Diese Technik wird um 1550 von den Schleifkotten der Schwertfeger im Bergischen Land und gleichzeitig von den „Schleifhäuslein“ bei Freiburg im Breisgau berichtet, in denen vor allem Bergkristall verarbeitet wurde. Die gleiche Schleiftechnik wurde in dem zweiten spätmittelalterlichen Schmucksteinschleiferzentrum in Saarbrücken (St. Annual) angewandt. Sie ist auch die anschließliche Arbeitsmethode („Bachschleife“) im Idar-Obersteiner Gebiet seit jener Zeit bis um 1900 gewesen.

Hier aber treten zur Beherrschung der Arbeitstechnik die vielfältig vorhandenen Gegebenheiten der Antriebskraftgewinnung aus den Seitenbächen der oberen Nahe, besonders des Idar-Baches, der noch um 1906 auf 11 km Länge 67 Wasserkraftbetriebe besaß und damit das betriebsreichste Gewässer Deutschlands war.

Ein drittes Moment gab schließlich den Ausschlag zugunsten einer dauerhaften Entfaltung der Idar-Obersteiner Edelstein-Industrie: Man konnte lange Jahrhunderte hindurch, bis um 1850, das Rohmaterial aus zahlreichen Vorkommen in der vulkanischen Bergwelt der engeren und weiteren Umgebung im Tagebau, meist aber in Grubenanlagen schürfen, in der Hauptsache Halbedelsteine (Achate, Bergkristall, Amethyst, Topas), die auf dem Sandsteinrad gut zu bearbeiten waren. Im Rahmen der geschichtlichen Darstellung der einheimischen Edelstein-Industrie sind diese Schmucksteinschürfstellen bis heute der schwächste Punkt der Erforschung. Der Verfasser hat jedoch mit Unterstützung von Dr. Britz, Völklingen, auf einer Karte im Anhang schon eine große Anzahl davon lokalisiert. Ihre Gesamtdarstellung mag noch weiteren, eingehenden Forschungsarbeiten vorbehalten bleiben, zumal diese Fundstellen in ihrer Ergiebigkeit, in dem Zeitablauf ihrer Ausbeutung und in der Rohsteinqualität stark voneinander abweichen. In diesem Zusammenhange werden Bewertung und Förderung des einzigartigen Gewerbes durch die Landesherren vergangener Jahrhunderte charakterisiert. Das Buch ist als Sonderheft 2 der Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde im Landkreis Birkenfeld 1959 erschienen. Es ist durch den Idar-Obersteiner Buchhandel und über den Verein für Heimatkunde, in Birkenfeld (Buchhandlung August Fillmann, Birkenfeld/Nahe) zum Preise von 4,80 DM zu beziehen.

A. Reitenbach

Dank und Bitte an unsere Bezieher

Wieder können wir am Abschluß eines Jahrgangs zahlreichen Beziehern herzlich dafür danken, daß sie unsere Arbeit durch eine Spende gefördert und damit eine entsprechende Ausstattung unserer Hefte ermöglicht haben:

Stud. Rätin Dr. Alexander-Mainz, Prof. Dr. F. V. Ahrens-Mainz, Dr. Armknecht-Worms, Vermess. Dir. i. R. Beckenbach-Worms, Amtsgerichtsrat F. K. Becker-Dorndürkheim, Bürgermeister Biegler-Dorndürkheim, Amtmann E. Blatz-Bingen, Stadtarchivar Dr. Böhm-Neustadt/Weinstr., Lehrer B. Bühler-Bretzenheim, Univ. Prof. Dr. H. Büttner-Bad Nauheim, Stud. Ass. F. Caspers-Koblenz, Stud. Rat G. Christ-Bingen, Prof. Dr. E. Chistmann-Kaiserslautern, Dr. D. Curschmann-Undenheim, Archivrätin Dr. E. Darapsky-Mainz, Dr. H. Deicke-Worms, Ferd. Diehl-Wörrstadt, Dozent Dr. H. Döhn-Worms, Reg. Dir. R. Falck † und Stadtarch.-Ass. Dr. L. Falck-Mainz, Dr. W. Fischer-Ludwigshafen, Stud. Ass. P. Franz-Bodenheim, W. Gardt-Nieder-Flörsheim, Rektor Gießen-Worms, Prälat Dr. A. Gottron-Mainz, Stud. Rat Dr. E. Gugumus-Ludwigshafen, Heimat- u. Verkehrsverein Nackenheim, Dr. E. Jakobi-Wixhausen, Dr. H. Jung-Ludwigshafen, Lehrer Kaiser-Flonheim, Stud. Ass. Dr. A. M. Keim-Hechtsheim, Dr. R. Kilian-Worms, E. Klug-Wörrstadt, Bibl. Rat Dr. H. Knieß-Mainz, Prof. H. Krämer-Mainz, Dr. Max Krause-Mainz, Kreissparkasse Bingen, Lehrer A. Kuntze-Halmheim, K. J. Laub-Budenheim, Postamtman i. R. Leoff-Alzey, Pfarrer Mathes-Bosenheim, W. Münch-Wörrstadt, Hauptlehrer G. F. Obenauer-Nieder-Flörsheim, Stud. Rat Dr. M. Ohr-Oppenheim, Kreisamtman C. Palm-Bingen, Univ. Prof. Dr. W. Pauzer-Mainz, Stud. Ass. Dr. Präbller-Koblenz, Dr. A. Reck-Gau-Odernheim, Dr. W. Rube-Nieder-Flörsheim, Stadtkassendir. i. R. A. Saalwächter-Offenbach, Altbauer A. Schickert-Undenheim, Univ. Prof. Dr. Th. Schieffer-Bad Godesberg, Oberstud. Dir. i. R. Dr. H. Schmitt-Worms, Redakteur J. A. Schmitt-Krämer-Bingen, Dipl. Ing. R. Schöneberger-Ludwigshafen, Stud. Dir. Dr. E. M. Schreiber-Bingen, Stud. Rat E. Siegel-Simmern, W. Simon-Finthen, Redakteur Dr. P. Simsa-Stuttgart, Stadtverwaltung Kirchheimbolanden, Baurat E. Stephan-Oppenheim, Dr. M. Topp-Mainz, Stud. Rat Dr. W. Vogt-Sobornheim, Schriftleiter C. H. Villinger-Worms, Min. Dir. i. R. Dr. R. Walther-Mainz, Restaurator F. Wayh-Mainz, Ob. stud. Rat Dr. W. Weiler-Worms, Museumsleiter P. Welter-Bingen, Lehrer F. Weyell-Ingelheim, Oberinsp. i. R. K. Winhart-Bodenheim, Dr. R. Wohlfeil-Freiburg i. Br., Sonderspende L. Freiherr v. Heyl-Worms.

Mit unserem Dank an diese Spender verbinden wir wieder die Bitte, durch rasche Begleichung der noch offenstehenden Beträge für 1959 uns Zeit und Kosten für gesonderte Mahnungen sparen zu helfen. Für alle nach dem Kontostand vom 1. X. 59 noch rückständigen Bezieher legen wir die gewohnte Zahlkarte bei.

Die Schriftleitung